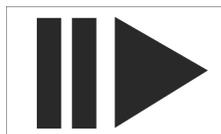


**Piero Chiussi**



## **PAUSE | PLAY**

werkraum bild und sinn, Bergmannstr. 59, 10961 Berlin

28. März (Vernissage) bis 25. April 2015 (Finissage)

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag ab 16 Uhr

Eintritt: frei

PAUSE | PLAY

Seite 02

Carolin Emcke: Willkommen in Deutschland (Zeitmagazin März 2014)

Seite 09

Stefan Klein: Nathan will reden (Süddeutsche Zeitung 23. Februar 2015)

Seite 21

Matthias Monroy: Wir sind Frontex (Jungle World 26. Februar 2015)

Seite 22

Grafiken: Asylverfahren in Deutschland

Seite 24

Jedes Jahr kommen tausende Migranten und Flüchtlinge in Europa an, in der Hoffnung, hier ein sicheres Leben führen zu können. Nach oftmals lebensgefährlicher und aufreibender Reise glauben sie, endlich ihr ersehntes Ziel erreicht zu haben. In den meisten Fällen beginnt jetzt allerdings eine nicht minder zermürbende Zeit: Die Menschen werden auf ein Abstellgleis gestellt, sozusagen auf **PAUSE** geschaltet. Sie müssen warten, bis die Behörden eine Entscheidung bezüglich ihres Status getroffen haben, das heißt bis sie wissen, ob sie überhaupt in Europa bleiben dürfen. Diese forcierte Pause kann mehrere Jahre dauern, es gibt Fälle, in denen sie mehr als 30 Jahre andauert. In dieser Zeit dürfen die Menschen nicht legal arbeiten, sich nichts aufbauen, kein neues Leben beginnen.

Die Stadt Melilla, eine spanische Enklave auf marokkanischem Boden, ist emblematisch für diese Situation: Migranten und Flüchtlinge, die es geschafft haben, die Grenzanlagen zu überwinden und hier anzukommen, befinden sich zwar auf spanischem Boden und können sich in der Stadt selbst frei bewegen, mehr wird ihnen aber nicht zugestanden. Sie müssen in dieser Situation verharren, bis die spanische Zentralregierung darüber geurteilt hat, ob sie aufs Festland weiterreisen dürfen.

Flüchtlinge, die in Deutschland einen Asylantrag stellen, dürfen hier weder arbeiten, noch den Landkreis oder das Bundesland verlassen, in dem ihnen von den Behörden eine Unterkunft zugewiesen wurde. Diese befindet sich oft in Lagern, manche von ihnen liegen außerhalb der Städte. Es gibt nur wenige Möglichkeiten, sich zu beschäftigen. Das Projekt des deutschen Musikers Heinz Ratz hat einigen Flüchtlingen, die ebenfalls Musiker sind, die Chance gegeben, wenigstens für eine kurze Zeit diesem Stillstand zu entfliehen. Sie konnten wieder spielen und mit der Band *The Refugees* auf **PLAY** gehen. Piero Chiussi bildet in seinen Fotografien beide Modi, Pause und Play, als unterschiedliche Aspekte eines Alltags von Flüchtlingen ab.

Der italienische Fotograf Piero Chiussi lebt und arbeitet seit einigen Jahren in Berlin. Er absolvierte nach einem Psychologiestudium in London und Padua die Berliner Ostkreuzschule für Fotografie und stellte seit 2006 seine Arbeiten in zahlreichen Galerien aus, zuletzt *The Refugess* in Dannenberg. Daneben wurden seine Fotografien in Büchern und Zeitschriften veröffentlicht. Er gehört zu den Gründern der Agentur StandArt. Mit der Ausstellung *Pause | Play* verbindet er erstmals zwei Themen eines Projektes, dem er sich seit einem längeren Zeitraum widmet; die Situation von Flüchtlingen in Melilla und in Deutschland.

Website: <http://www.webchroma.de/en>



### **Barry**

23 Jahre, aus Guinea

Er ist seit zwei Monaten im Melilla, davor wohnte er zwei Monate auf dem Berg Gurugù. Er war 12 Monate unterwegs.

### **Dominique**

19 Jahre, aus Kamerun

Er ist seit drei Monaten in Melilla und war vorher zwei Jahre auf dem Berg Gurugù. Er unternahm mehrere Versuche, den Grenzzaun zu überwinden und wurde viermal von der Guardia Civil sofort nach Marokko zurück geschickt, wo er von der dortigen Polizei oft verprügelt worden ist („They beat me fine“ sagt er). Ein Freund von ihm ist infolge dieser Attakten gestorben. 2010 versuchte er zusammen mit einem Freund auf einem Containerschiff nach England zu gelangen. Dies war sein erster Versuch, nach Europa zu kommen. Sie waren zwei Wochen auf Reisen, ohne Essen und mit nur wenig Wasser. Sein Freund ist gestorben. Er selbst blieb zwei Jahre in England, bevor er zurückgewiesen worden ist.

### **Frank Olivier**

aus Tschad

Er ist seit zwei Wochen in Melilla



Der spanischen Innenminister Jorge Fernández Díaz an der Grenzanlage von Melilla

Eine Tür in der Grenzanlage, durch die die Migranten illegal von der Guardia Civil nach Marokko zurückgewiesen werden

Die Grenzanlage von Melilla



### **Eric Romeo**

26 Jahre, aus Kamerun

Er ist seit sechs Tagen in Melilla und hat es bei seinem ersten Versuch geschafft, die Mauer zu überwinden. Vorher war er sechs Tage auf dem Berg Gurugú. Seine Reise dauerte ein Jahr und zwei Monate.

### **Mohammad**

30 Jahre aus Senegal

Er ist seit fünf Monaten in Melilla. Davor war er sieben Monate auf dem Berg Gurugú. Er unternahm vier Versuche, die Mauer zu überwinden. Bei den drei ersten wurde er sofort von der Guardia Civil zurückgeschickt. Er verdient sich ein wenig Taschengeld, in dem er Autos für 2 bis 3 Euro putzt. Sein Bruder lebt in Spanien.

### **Bilal**

aus Syrien

Er ist seit zwei Monaten in Melilla und hat zusammen mit anderen syrischen Flüchtlingen Probleme mit Autoritäten. Vor zwei Monaten wurde er aus dem CETI geworfen und sagt, er weiß nicht genau, warum. Jetzt wohnt er in einem Hotel, bis er nach Spanien weiterfahren kann.

### **Oumar**

spielt in der Fußballmannschaft des CETI.

**Takam**

25 Jahre, aus Kamerun

Er ist seit drei Monaten in Melilla und war insgesamt zwei Jahre unterwegs. Er verlor sein Bein in Marokko, als ihn die (marokkanische oder algerische) Polizei an der algerischen Grenze aus einem fahrenden Zug warf.

**Suleymane**

ist seit einem Monat in Melilla.

**Omar**

aus Guinea, Kartograph

Er lebt seit fünf Monaten in Melilla, 2011 war er in Guinea aufgebrochen. Ein Jahr und vier Monate lebte er auf dem Berg Gurugú. Neunmal versuchte er, die Grenze zwischen Algerien und Marokko zu überwinden, anschließend viermal die Grenze zwischen Marokko und Spanien. Hier schickte ihn die Guardia Civil immer sofort wieder zurück. Er verdient sich ein wenig Taschengeld, in dem er Autos für 2 bis 3 Euro putzt.

**Demba und Daye**

1989 und 1987 geboren, sind seit einer Woche in Melilla.

**Omar**

aus Gambia

Er lebt seit neun Monaten in Melilla und wird einen Tag nach unserem Treffen nach Barcelona weiterfahren, wo seine Freundin wohnt. Er lebte mehr als ein Jahr auf dem Berg Gurugú und überquerte gemeinsam mit 70 anderen Menschen die Grenzanlagen. Er verdient sich ein wenig Taschengeld, in dem er Autos für 2 bis 3 Euro putzt.

**Abdim**

aus Syrien

**Eric**

aus Burkina Faso

Er ist seit vier Monaten in Melilla. Seit zwei Wochen spielt er in der Fußballmannschaft des CETI.

## **Frontera Sur**

Am 18. März 2014 fand der größte Grenzübertritt auf die spanische Enklave Melilla seit 2005 statt. Von ca. 1.000 Flüchtlingen schafften es an diesem Tag fast 500, den Schengen-Raum zu betreten. Bereits wenige Wochen vorher, am 24. und am 28. Februar gelang es jeweils 150 und 300 Flüchtlingen, die sieben Meter hohe Grenzanlage zu überwinden.

Der Grenzzaun, der als Reaktion auf eine Flüchtlingswelle im Jahr 2005 ausgebaut wurde, besteht aus drei Teilen: Der erste 7 Meter hohe Zaun ist auf der marokkanischen Seite mit Klingendraht versehen, der den Flüchtlingen schwere und tiefe Schnittwunden zufügt. Auf der spanischen Seite folgt eine dreidimensionale Drahtseilkonstruktion, in der sich Arme und Beine verfangen und der so zur Todesfalle werden kann. Danach kommen zwei weitere Zäune.

Ein erfolgreicher Grenzübertritt bedeutet nicht zwangsläufig die Aufnahme, da die Guardia Civil – zuständig für die Bewachung der Grenze – aufgegriffene Migranten oftmals direkt durch kleine Türen in der Grenzanlage an ihre marokkanischen Kollegen übergibt. Diese Praxis der sogenannten „Warmen Abschiebung“ verstößt gegen geltendes EU-Recht und wird offiziell von den Behörden stets dementiert.

Wer wie Frank aus dem Tschad oder Barry aus Guinea-Conakry Glück hatte, und die Grenze überwinden konnte, kann auf europäischem Boden sofort Asyl beantragen. Allerdings dürfen die Asylbewerber Melilla aufgrund einer Sondervereinbarung des Schengen-Abkommens nicht verlassen. Die Flüchtlinge werden im Aufnahmезentrum „CETI“ untergebracht, das aktuell mehr als die doppelte Kapazität aufnehmen muss. Trotz der schwierigen Situation infolge der Überfüllung des Lagers, bedeutet dies aber auch eine ruhige und sichere Zeit nach der gefährlichen und beschwerlichen Flucht durch den afrikanischen Kontinent und nach dem Aufenthalt in Marokko. Dort warten die meisten Flüchtlinge auf dem Berg Gurugú auf eine Gelegenheit zum Einwandern. Ständig müssen sie auf der Hut vor den marokkanischen Behörden sein, die täglich Razzien durchführen und wegen ihrer Brutalität sehr gefürchtet sind. „They beat me fine, they beat me real fine!“, beschreibt Dominique aus Kamerun seine Erfahrungen. Sein Mitbürger Takam berichtet, wie er nahe der algerischen Grenze von den Behörden aus einem fahrenden Zug geworfen wurde und dabei sein linkes Bein verlor. Er schaffte es mit Hilfe von Freunden trotzdem nach Melilla zu gelangen.

Dort beginnt nun eine lange Zeit des Wartens, bis die Migranten auf das spanische Festland transportiert werden. Bis zur Weiterreise dauert es häufig mehrere Monate. Sie bekommen im CETI Unterkunft, Verpflegung und medizinische Versorgung gestellt, allerdings kein Geld. Deshalb sind viele Asylbewerber wie Omar aus Gambia in der Stadt als Autowäscher

unterwegs und verdienen so um die 2-3 Euro pro Auto. An einem guten Tag können sie bis zu drei Autos waschen. Für die anderen Bewohner bleibt nicht viel anderes als zu warten, Gespräche vor dem CETI zu führen, Spaziergänge in der Stadt zu machen oder einen der täglich angebotenen Spanischkurse im Lager zu besuchen.

Die Weiterreise auf die Iberische Halbinsel bedeutet aber nicht unbedingt einen Erfolg, sondern für viele Migranten wieder Unglück: Häufig werden sie von dort aus wieder in ihre Heimatländer abgeschoben. Die meistens sind sich dieser Gefahr bewusst, hoffen aber trotzdem auf die Möglichkeit, in andere europäische Länder weiterreisen zu dürfen. Dorthin, wo Familienangehörigen warten, sie ihrem Wunsch nach einer Weiterbildung nachgehen oder ein Job finden können, mit dem sie ihre Familien finanziell unterstützen.



Publikumsapplaus nach dem Konzert auf der Hauptbühne des TTF Festival in Rudolstadt, Thüringen

Gebäude des Flüchtlingslagers in Bramsche, Niedersachsen

Sam in Berlin

### **The Refugees**

In Hamburg begann im Mai 2012 die Konzertreise einer ungewöhnlichen Band: Heinz Ratz und „Strom und Wasser“ featuring „The Refugees“. Deutsche Musiker spielten gemeinsam mit Kollegen, die als Asylbewerber in Deutschland lebten und die Heinz Ratz bei einer vorherigen Tour in verschiedenen Flüchtlingslagern kennengelernt hatte. Aus der Zusammenarbeit war bereits eine CD entstanden, nun folgten Konzerte in ganz Deutschland. Das Vorhaben war eine Herausforderung, denn alle teilnehmenden Refugees unterlagen der Residenzpflicht und brauchten für jeden Auftritt eine Reisegenehmigung, die von den Behörden nicht immer oder oft erst sehr knapp vor den Konzerten erteilt wurde. Gleichzeitig gab es die immer präsente Bedrohung durch eine sofortige Abschiebung, die manchmal erst in der letzten Minute abgewendet werden konnte. Ein Beispiel für dieses Leben in der Ungewissheit ist der Fall des zwanzigjährigen Nuri. Zehn Jahre seines Lebens verbrachte er in

Deutschland. Dann, nach ungefähr der Hälfte der Konzerte, wurde seine Duldung nicht mehr verlängert. Erst kurz vor dem Termin der Abschiebung, Ende Juli 2012, bekam er die ersehnte Aufenthaltserlaubnis. Trotz aller Schwierigkeiten war die Tournee mit mehr als 50 Konzerten deutschlandweit ein großer Erfolg. Und für die Musiker war dies die Möglichkeit, den Alltag des Lagers, mit seiner Monotonie und Perspektivlosigkeit für einige Zeit zu vergessen und das zu tun, was sie am bestens können: Musik spielen.

**Carolin Emcke**

## **Willkommen in Deutschland**

In: Zeitmagazin vom 6. März 2014

**Wie geht es denen, die bei uns Zuflucht suchen? Ein halbes Jahr lang haben wir die Menschen in der Erstaufnahme-Einrichtung für Flüchtlinge in Eisenhüttenstadt begleitet.**

Dies ist eine Geschichte über Nähe und Distanz. Über eine Reise an die Peripherie, an den Rand, wo diejenigen untergebracht werden, deren Not möglichst nicht nahbar sein darf. Peripherie, von altgriechisch *periphérein*, "herumtragen, sich herumdrehen", bezeichnet eine Umfangslinie (besonders eines Kreises) oder einen Rand (besonders einer Stadt).

Dies ist eine Geschichte über das, was geschieht, wenn man diese Umfangslinie abschreitet. Wenn man die Distanz verliert. Auch wenn es die vorgeblich braucht. Wenn die Perspektive sich verschiebt. Auch wenn das nicht beabsichtigt war. Wenn nach und nach weniger der Rand, die äußere Grenze in den Blick gerät, sondern das Zentrum, der innere Kern – wir.

### **1 — Reise an die Peripherie – September**

Die Reise beginnt an einem feuchten Herbsttag, dem 24. September 2013. Vom Reichstagsgebäude in Berlin bis zur Zentralen Ausländerbehörde des Landes Brandenburg in Eisenhüttenstadt sind es 125 Kilometer. Eisenhüttenstadt, die ehemalige "Stalinstadt", liegt am Rand von Deutschland, direkt an der Grenze zu Polen. Und die Zentrale Ausländerbehörde in der Poststraße liegt am Rand von Eisenhüttenstadt. Peripherer geht es kaum. Hier landen Flüchtlinge, die gerade erst angekommen sind oder aufgegriffen wurden, hier werden sie registriert, fotografiert, mit Nummern und Dokumenten versehen, hier werden sie untergebracht für eine Zeit von maximal drei Monaten, bevor sie ausgewiesen oder weiterverteilt werden. Dies ist, wenn man den Polizeigewahrsam oder die vorübergehende Notunterbringung nicht mitzählt, ihre erste Adresse.

Das bundesweite Verteilungssystem für die Erstverteilung von Asylbegehrenden (EASY) ermittelt die Erstaufnahme-Einrichtungen in den Bundesländern und weist "quotengerecht"

zu. Für die Erstaufnahme-Einrichtung in Eisenhüttenstadt bedeutet das konkret im ersten halben Jahr 2013 allein an zugewiesenen Neuzugängen: im Januar 188, im Februar 179, im März 202, im April 276, im Mai 258, im Juni 340. Als der neue, engagierte Leiter der Ausländerbehörde, Frank Nürnberger, am 15. Juli seinen Dienst antrat, zwei Monate nachdem sich ein Flüchtling aus dem Tschad dort erhängt hatte, war die Belegung des Heims schon grenzwertig: 685 Personen in einer Einrichtung, die Kapazitäten für die Unterbringung von maximal 700 Flüchtlingen bereithält. Im August waren es dann 730.

Die Anlage einer ehemaligen Kaserne in Eisenhüttenstadt besteht aus schmucklosen dreistöckigen Gebäuden in Gelb und Grau, alle durchnummeriert, vom Sitz der Wache, der Verwaltung und des Wohnheimbetreibers (Haus 1) über die Küche und den Speisesaal (Haus 3), die Wohnheime für die Flüchtlinge (Haus 5, "das Männerhaus", und 7, "das Familienhaus") bis zum Möbellager (Haus 16). Unnummeriert sind lediglich die vier neuen Wohncontainer mit bis zu 50 Plätzen, die angemietet wurden, um dem Raummangel zu begegnen. Auf demselben Gelände, in Sichtweite der Zimmer der Flüchtlinge, die noch auf Anhörung ihres Asylbegehrens hoffen, befindet sich zudem der Abschiebebewahrsam (Haus 6), in dem all diejenigen einsitzen, deren Hoffnung bereits erloschen ist.

"Warum wir aus Grosny geflohen sind?" Kheda Dovletmurzaeva, 27, schaut die Russisch-Dolmetscherin ungläubig an. Sie sitzt aufrecht an dem winzigen Holztisch im ungeheizten Besucherraum im Erdgeschoss des Abschiebebewahrsams und stockt. Seit gestern verweigern sie und ihr Mann Beslan, 26, die Nahrungsaufnahme, aber das hat hier noch niemand bemerkt, weil kaum jemand Russisch spricht. Oder nicht mit ihnen. Oder nicht seit gestern Morgen. Ursprünglich sollte das Paar am Vortag nach Polen abgeschoben werden. An der Wand ihrer Zelle hatte Kheda schon im selbst gemalten Kalender den letzten Tag durchgestrichen. Aber dann plötzlich gab es einen Aufschub. Irgendeine rechtliche Formalie, die weder Kheda noch Beslan verstanden haben. Nur dass sie wieder zurück in ihre Zellen im ersten Stock des Gefängnisses müssten. Dass sie noch einen Monat länger eingeschlossen würden. Kheda hat sich gewehrt. Gegen die Beamten, die sie abführen wollten. Gegen die Wände in ihrer Zelle. "Warum wir aus Grosny geflohen sind?", wiederholt Kheda noch einmal und reibt sich ihr wundes Handgelenk, an dem eine feine rote Linie zeigt, wo die Handschellen angebracht waren. "Die Frage hat uns, seit wir hier sind, noch nie jemand gestellt."

Die Geschichte der Misshandlungen in tschetschenischen Gefängnissen, wie maskierte Männer in Militäruniform Beslan wieder und wieder mit gefüllten Wasserflaschen auf die Nieren geschlagen haben, seine eigene Geschichte, kann er nicht erzählen. Vielleicht ist das ein Indiz dafür, dass sie wahr ist. Er sitzt still und bleich neben Kheda am Tisch und hört zu, wie sie beschreibt, wie er das erste Mal abgeholt wurde, das zweite, das dritte Mal, und wie sie wussten, es würde nie mehr aufhören. Woher sie das wussten? Die Frage, suggeriert Khedas Blick, kann nur stellen, wer nie in einem Land gelebt hat, in dem Willkür herrscht, in dem ein Gerücht einen Verdacht schüren kann und in dem ein Verdacht sich nie ausräumen lässt, weil er nie in einem ordentlichen Gerichtsverfahren gegen einen erhoben wird.

Sie weiß, dass es ohnehin keine Rolle spielt, warum sie geflohen sind, sonst hätte ja vor uns jemand danach gefragt. Alles, worauf es ankommt, das hat sie inzwischen verstanden, ist, wie sie geflohen sind, welchen Weg nach Europa sie genommen, welche Grenzen sie dabei überquert haben, in welchem Land sie zum ersten Mal registriert wurden. "Woher sollten wir wissen, dass es illegal ist, von Polen nach Deutschland zu reisen?", sagt Kheda. "Wir wussten gar nicht, dass es innerhalb Europas Grenzen gibt." Dass die EU-Verordnung Nr. 604/2013, nach der Kheda und Beslan nach Polen abgeschoben werden, "Dublin III" heißt, wissen die beiden nicht, dass es reicht, dass ihre Fingerabdrücke in Polen genommen und in die europäische Datenbank Eurodac eingespeist wurden, auch nicht. Demnach muss ein Asylantrag in dem EU-Mitgliedstaat bearbeitet werden, in dem ein Drittstaaten-Angehöriger zuerst erfasst wird.

Ein Flüchtlingsheim ist ein Mikrokosmos, wo das, was Europa ist, auf das trifft, was andere denken, das es sei. Wo die Gesetze der EU-Asylpolitik und des deutschen Aufenthaltsrechts auf die Vorstellungen von Recht und Gesetz in Europa treffen, wie Menschen sie in sich tragen, die aus Eritrea oder Afghanistan, aus Syrien oder dem Kosovo geflohen sind, aus Not oder Hoffnung – Menschen, die manchmal bei der Erstregistrierung ihr Geburtsdatum nicht nennen können, weil das keine Rolle spielte in der Gegend, aus der sie stammen, oder weil dort ein anderer Kalender gilt, und die nun den 1. Januar als Geburtstag erhalten, weil Dokumente einen Geburtstag verlangen. Menschen, die manches offizielle Papier nicht verstehen, nicht nur, weil sie kein Deutsch lesen können, sondern manchmal, weil sie gar nicht lesen können.

Dass vor zwei Tagen Bundestagswahl in Deutschland war, weiß Osadebamwen Edosa, 32, nicht. Der Nigerianer sitzt in seinem winzigen Zimmer mit der Nummer 232 im zweiten

Stock des Wohnheims. "Wir bekommen hier gar keine Informationen", sagt er und zeigt auf den alten Fernsehapparat, der am Fußende seines Bettes thront und keinen Empfang hat. Das Bett ist eigentlich nicht wirklich "sein" Bett. Er muss es sich vorübergehend teilen. Mit einem anderen Flüchtling.

Osadebamwen ist heiter und offen. Ohne Scheu erzählt er, dass er nach Deutschland gekommen ist, um zu arbeiten. Jahrelang hat er als anerkannter Flüchtling in Spanien gearbeitet. Erst in einer Schlachtereier. Dann auf dem Bau. Bis zur Finanzkrise ging das gut. Dann nicht mehr. Osadebamwen schönt nicht, was danach kam: die Reise nach Deutschland, die Jobs, mit denen er sich seinen Lebensunterhalt verdient hat, bis er aufgegriffen wurde.

Etwas anderes als dieses Flüchtlingsheim hat Osadebamwen in Eisenhüttenstadt noch nicht gesehen. Ins Zentrum der Stadt traut er sich nicht. Aus Angst, von der Polizei verhaftet zu werden. Was denn sein Aufenthaltstitel sei? "Dungdung", sagt Osadebamwen und lacht, weil er ahnt, dass er das ungefähr so akkurat ausspricht, wie der Fotograf und ich seinen Vornamen aussprechen. Er kramt das Dokument aus seiner Gesäßtasche. "Aussetzung der Abschiebung" steht darauf, "Duldung". Dass er sich in Eisenhüttenstadt frei bewegen darf, weiß Osadebamwen nicht, weil es auf dem Papier auf Deutsch steht. Er schaut schulterzuckend auf die Graffiti an den Wänden seines Zimmers. "Ignorance is not an excuse in law" hat einer von Osadebamwens Vorgängern dort hinterlassen.

## **2 — Nacht der Rache – Oktober**

Was zwischen diesem Besuch und dem eine Woche später, am 1. Oktober, geschehen ist, lässt sich nur bruchstückhaft rekonstruieren. Was die Massenschlägerei ausgelöst hat, ob es um eine Mütze ging, die jemandem geklaut wurde, oder um eine Frau, die von einem der Männer als Eigentum betrachtet wurde, wer überhaupt angefangen hat, ein Somalier oder ein Tschetschene – all das lässt sich nicht mit Gewissheit klären. Osadebamwen Edosa spricht von der "Nacht der Rache", als Tschetschenen durch die Gänge des Männerhauses gezogen seien: "Erst ging es um Somalier, dann um Schwarze, und am Ende haben sie die Türen aufgerissen und gefragt, ob wir Muslime oder Christen seien. Die Christen wurden geschlagen." Osadebamwen schaut auf den Bücherstapel auf seinem Tisch und schweigt. *The Holy Bible* liegt da. Als die Beamten der Polizei eintrafen, war Osadebamwen erstmals richtig erleichtert, sie zu sehen.

Kheda und Beslan im Abschiebegewahrsam geht es besser. Beslan trägt immer noch seine *tjubetejka*, seine Mütze, und ein knallrotes Sweatshirt aus dem Kleiderbestand des Flüchtlingsheims, "Power Play" steht darauf, und er lächelt sogar zur Begrüßung. Dass sie wieder Nahrung zu sich nehmen, ist auch ein Verdienst von Frank Nürnberger. Er hat ihnen gut zugeredet, und vor allem hat er ihnen die Ungewissheit genommen, wann sie nach Polen abgeschoben werden. Den Kalender an der Wand ihrer Zelle hat Kheda um ein paar Kästchen erweitert. "Am Ende werde ich von Deutschland nichts gesehen haben", sagt Kheda zum Abschied, "wir sind ja eingereist und gleich verhaftet worden."

Am 3. Oktober 2013 sterben schätzungsweise 390 Menschen vor Lampedusa bei etwas, das "Bootsunglück" genannt wird, als handele es sich um Pech. In einer seiner letzten Amtshandlungen erklärt Innenminister Hans-Peter Friedrich (CSU), ihm seien Forderungen nach größerer Solidarität Deutschlands oder gar einer Änderung der europäischen Asylpolitik "unbegreiflich".

Am 15. Oktober ist Frank Nürnberger drei Monate lang auf seinem Posten als Leiter der Zentralen Ausländerbehörde in Eisenhüttenstadt. Die Zustände in dem sanierungsbedürftigen Heim bezeichnet Nürnberger selbst als "prekär". Die Um- und Neubaupläne für die verrottete Anlage sind schon genehmigt und budgetiert, aber das nützt Nürnberger in diesen Wochen nichts. Seit Ende September hat er in seiner Not 28 Flüchtlinge in den Abschiebegewahrsam auf der Baustelle des Flughafens BER ausgelagert, Anfang Oktober hat er Feldbetten in der Turnhalle auf dem Gelände des Flüchtlingsheims aufstellen lassen. Da schlafen nun an der Seitenlinie des Spielfeldes, zwischen den Basketballkörben, 50 weitere Flüchtlinge. Es ist allemal ruhiger als in den Wohnhäusern.

Am 23. Oktober bricht in der Erstaufnahme multiresistente Tuberkulose aus: Eine Frau und zwei Kinder werden in Quarantäne gebracht – und es gilt ein Verteilungsstopp für 136 Kontaktpersonen, die potenziell hätten von Eisenhüttenstadt in umliegende Unterkünfte transferiert werden können. "Seit ich hier angefangen habe, war immer was", sagt Nürnberger in höflicher Untertreibung dessen, was auch ihm hier zugemutet wird. Der Leiter der Ausländerbehörde hat längst die psychosozialen Schwachstellen des Systems erkannt: Als die Firma B.O.S.S., ein Dienstleister, der sonst für Sicherheits- und Bewachungsaufgaben ausgewiesen ist, die Ausschreibung für die Wohnheimbetreuung gewann, ging die Behörde von einer Belegung mit 250 Flüchtlingen aus. Damals galt eine Quote von einem Sozialbetreuer für 100 Flüchtlinge als ausreichend. In Absprache mit der

Niederlassungsleiterin von B.O.S.S., Anja Schoop, hat Nürnberger die Zahl der Sozialbetreuer für die Flüchtlinge erhöhen lassen. Nun kommt ein Sozialbetreuer auf 60 Flüchtlinge.

Die Freundlichkeit, mit der uns alle, die hier arbeiten, ob in der Erstaufnahme, in der Verwaltung, im Abschiebegewahrsam oder beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Auskunft geben und sich bei ihrer Arbeit beobachten lassen, ist angesichts all der Belastungen erstaunlich.

Anfang November erreicht uns via Dolmetscherin eine E-Mail von Kheda aus Polen. Es gehe ihnen nicht gut. Sie sind nicht, wie erwartet, in einem der Flüchtlingslager bei Warschau gelandet, sondern in Łomża im Nordosten Polens. Osadebamwen Edosa ist nicht anzutreffen. In Zimmer 232 des Männerhauses in Eisenhüttenstadt wohnt nun ein anderer Flüchtling, der seinen Vorgänger so wenig kennt, wie Osadebamwen seinen kannte.

Am Ende einer Flucht ist kein Ankommen. Am Ende einer Flucht wiederholt sich die Flucht gleichsam als Fluch. In den ereignislosen Tagen im Flüchtlingsheim werden die vergangenen Schrecken gegenwärtig, wie taub gefrorene Füße, die erst im warmen Wasser, wenn die Kälte vorbei ist, zu schmerzen beginnen. In den schlaflosen Nächten wird die Flucht zum Fluch.

Sie haben unterschiedliche Strategien, der Zeitschleife aus Ohnmacht, Angst und Trauer zu entkommen, die drei kurdischen Flüchtlinge aus Syrien. Ghayeb Youssouf, 31, hat den Tag eingeteilt in kleine Stücke aus Struktur und Illusion: Er steht jeden Morgen um 7 Uhr auf, als habe er geschlafen, er wäscht sich in den schäbigen Duschräumen, als mache er sich frisch, er frühstückt um 7.30 Uhr in Haus 3, als habe er Hunger, und danach versucht er, sich zu beschäftigen, als könne er die Gedanken auf etwas fokussieren, das nicht aus Tod und Vertreibung besteht. Hussein Mohammed, 28, rührt den Tag nicht an, als könne er ihn im Ganzen schneller überwinden: Er steht so spät auf, wie es die Schmerzen im Stumpf seines amputierten Beins erlauben, das Frühstück lässt er ganz aus, er dehnt die Leere, als würde sie so irgendwann platzen. Abdulkadar Mustafa, 34, hält sich an Hussein, er weicht, wenn er darf, nicht von seiner Seite, er räumt auf, kocht Tee und ist dankbar, wenn er geduldet wird, denn das ist er nicht gewohnt. Abdul stottert. Bis zu seinem 13. Lebensjahr war er kaum außerhalb seines Elternhauses. Aus Angst vor Spott und Misshandlungen.

Es ist der 18. November, in Berlin werden immer noch Koalitionsverhandlungen geführt, das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) meldet, dass heftige Kämpfe im

Umland von Aleppo und Damaskus einen neuen Flüchtlingsstrom ausgelöst haben, und im Zimmer 126 von Haus 5 in Eisenhüttenstadt erzählen drei Kurden von ihrer Flucht vor dem Krieg in Syrien nach Europa.

Der Erste, der weint, ist Abdul, und er weint, noch bevor der Kurdisch-Dolmetscher, der uns begleitet, das Wort übersetzt hat, das den Schmerz aus der Ummantelung holt: daik, "Mutter". "Nie wollte ich meine Mutter sprechen", hatte Ghayeb gesagt, mit dieser leisen Stimme, die immer am Grat des Schweigens entlangzuhangeln scheint, "meine Mutter würde ich am Telefon nicht belügen können wie die anderen. Sie würde hören, wie es mir wirklich geht." Abdul stellt sich ans Fenster, damit niemand sieht, wie ihm die Tränen über das Gesicht rinnen, und so kann er nicht sehen, dass alle anderen auch weinen.

Wir wollen weitersprechen, als Hussein sich auf einmal erhebt. Er sei um 18 Uhr zum Gespräch mit seinem Bruder in Syrien via Skype verabredet. Das ist in anderthalb Stunden. Hussein zuckt die Schultern, stemmt sich in seine Krücken und setzt das intakte Bein mit einem Schwung nach vorn, auf die Tür zu: "Ja, aber das Internetcafé liegt im Zentrum von Eisenhüttenstadt. Wenn ich pünktlich sein will, muss ich langsam los."

Osadebamwen Edosa lässt sich weder über Handy noch per E-Mail erreichen.

### **3 — Gelähmt vor Angst – November**

Am 27. November brechen wir mit dem Auto von Berlin nach Łomża auf. Die Übersetzerin Andrea Schmidt, die schon mit im Abschiebegewahrsam war, begleitet uns. Nach acht Stunden Fahrt erreichen wir die Adresse, die uns Kheda gegeben hat. In dem Flüchtlingsheim in Warschau müssten sich zwei Familien ein Zimmer teilen, habe ein Bekannter ihnen erzählt, die Zustände seien fürchterlich. Das wollten Kheda und Beslan sich nicht antun. Stattdessen entschieden sie sich, von den 1200 Złoty (circa 270 Euro), die sie als Paar vom polnischen Staat erhalten, 650 für eine private Unterkunft auszugeben. Der Weg zu ihrer Wohnung führt an einer Außentreppe um das Haus herum und dann über eine stählerne Stiege zu einer Hintertür im ersten Stock. Es riecht faulig, sobald man den düsteren Vorraum betritt, von dem ihre winzige Wohnung und das schmutzige Bad abgehen, das sie sich teilen mit anderen. Ihre Wohnung besteht aus einem Zimmer mit einer kleinen Spüle, einem Gaskocher und einem Tisch mit zwei Stühlen, und hinter einem lilafarbenen Vorhang liegt der Raum, in dem ihr Bett untergebracht ist.

Hier harren sie aus, tagein, tagaus, gelähmt vor Angst, etwas falsch zu machen, und warten. Wie lange ihr Asylverfahren dauern wird, wissen sie nicht. Einen Anwalt haben sie nicht. Das Geld reicht kaum zum Überleben. Trotzdem wollen sie sich nicht zum Essen in der Altstadt von Łomża einladen lassen. Kheda stellt bunte kleine Plastikschränchen für uns auf den Tisch und füllt sie mit dampfendem Gemüsepuée auf. Als wäre das nicht schon beschämend genug, holt sie aus einem der leeren Schränke den Kuchen. Weil es keinen Ofen gibt, in dem sie einen Kuchen hätte backen können, hat Kheda eine Schichttorte bereitet. Lage um Lage hat sie in einer Pfanne auf ihrem Gaskocher gebacken und aufeinandergeschichtet.

Da sitzen wir nun, am Rand von Europa, mit diesem jungen Paar, das niemand haben will, und erhalten eine Lektion in Gastfreundschaft und Würde.

Am nächsten Morgen holen wir sie ab für einen Spaziergang. Es ist ein neblig-kalter Novembertag. Kheda trägt eine dünne Sommerjacke und Schlappen an den Füßen. Etwas anderes hat sie nicht. Es gibt in Łomża nicht viel, was sich unternehmen lässt und nichts kostet. Deswegen spazieren Kheda und Beslan manchmal zu den modernen Einkaufszentren der Stadt. Da schauen sie Schaufenster an mit Produkten, die sie sich nicht leisten können. Das Einzige, was sie haben, ist ein Tablet, um mit zu Hause zu kommunizieren. Dafür haben sie bei der Pfandleihe in der Altstadt ihre Pässe als Kautions hinterlegt, und jeden Monat sparen sie sich nun etwas Geld ab, um die Leihgebühr abzutragen.

Die Autofahrt zurück nach Berlin verbringen wir weitestgehend stumm. Die übrig gebliebene Hälfte von Khedas Schichttorte liegt, ordentlich eingewickelt in einer Plastiktüte, auf der Rückbank. Als wir schließlich die Grenze überqueren, die nicht mehr Grenze heißt, sondern "Schengen-Binnengrenze", als sei das kein Paradox, dass im Innern noch mal zwischen innen und außen unterschieden wird, hat sich die Perspektive verkehrt, und die Unaufrichtigkeit Europas wird sichtbar: Das europäische Asylrecht beruht auf der Behauptung rechtlicher oder sozialer Gleichheit in den einzelnen EU-Staaten. Es sei gleich, so suggeriert "Dublin III", ob ein Flüchtling den Antrag auf Asyl in Schweden oder Polen stellt, die Versorgung sei gleich, ob in Deutschland oder Bulgarien, die juristische und die psychologische Betreuung seien gleich, ob in Ungarn oder Frankreich, die normativen Standards seien einheitlich, überall. Wirklich?

"Es tut gut, mit dir zu sprechen", sagt Ghayeb Youssouf, "immer wenn du kommst, werden die Steine in mir weniger, und ich weiß, du kannst sie tragen." Es sind Sätze wie diese, die das Ende der Distanz erklären. Es ist nicht entschuldigbar, dass wir einem von drei gleich

bedürftigen syrischen Flüchtlingen mehr Aufmerksamkeit schenken. Es ist so professionell-unprofessionell wie willkürlich, aber es geschieht. Vielleicht, weil Ghayeb die Trauer in sich zu verbergen sucht, als könne er so verhindern, dass sie auch andere befällt.

Es ist der 10. Dezember, und es ist das dritte Gespräch, in dem der junge Tischler aus Damaskus versucht, seine Geschichte zu erzählen. Immer wieder bricht er ab, auch wenn die Flucht noch nicht zu Ende ist, weil es gar nicht nur eine Flucht war, sondern acht Fluchten waren, und weil jeder einzelne Versuch so schrecklich scheiterte, dass Ghayeb nicht alle auf einmal erzählen kann. "Acht Mal bin ich fast gestorben, aber ich wollte nicht aufgeben, bis ich in Deutschland war", sagt Ghayeb. "Jetzt bin ich hier, jetzt kann ich auch sterben."

Am 17. Dezember findet in Eisenhüttenstadt eine Weihnachtsfeier für die Kinder im Heim statt. Alle haben sie sich dafür eingesetzt: die Mitarbeiter der Ausländerbehörde in der Erstaufnahme, die Kolleginnen und Kollegen von der Firma B.O.S.S., die Heimbetreiber und die Bürger der Stadt Eisenhüttenstadt, die einem Aufruf gefolgt sind und Geschenke gespendet haben. Auf der Bühne im ehemaligen Kinosaal über dem Speisesaal stehen mit weißer Watte dekorierte Weihnachtsbäume und stellen den Rahmen für die aufgetürmten Päckchen in der Mitte. Vor der Bühne stimmt Martina Bülow, die in der Erstaufnahme arbeitet, ihre Gitarre. Da stehen Kinder aus Tschetschenien und Kamerun, Kinder von Sinti und Roma, die neuerdings "Armutszuwanderer" genannt werden, weil niemand zugeben möchte, dass es Antiziganismus ist, der sie aus Serbien oder dem Kosovo vertreibt. Sie mögen nicht wissen, was Weihnachten ist, aber sie sehen, wie die herzliche Frau mit der Zipfelmütze ihnen mit der Gitarre ihren Einsatz anzeigt, und dann singen sie lauthals O Tannenbaum.

Am 1. Januar rufen Ghayeb, Hussein und Abdul unseren Dolmetscher Delchar Rammo in Berlin an und bitten ihn, uns ein frohes neues Jahr zu wünschen. Kheda und Beslan schicken eine E-Mail und wünschen uns "die Erfüllung Eurer sehnlichsten Wünsche, und auch Glück".

Am 2. Januar fordert der UNHCR einen Überstellungsstopp nach Bulgarien. Weder Nahrung noch sauberes Trinkwasser, noch Unterkünfte würden für die Tausenden – vor allem syrischen – Flüchtlinge bereitgestellt.

#### **4 — Anhören ohne Hinhören – Januar**

Am 6. Januar morgens um 8 Uhr ist es so weit. Nach zwei Monaten der Ungewissheit, ohne Auskunft, wie der deutsche Staat mit ihnen umzugehen gedenkt, findet die erste Anhörung

von Ghayeb und Hussein durch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge statt. Die Außenstelle des Amtes liegt zwar genau gegenüber, in Haus 2 der Anlage in Eisenhüttenstadt, aber das spielte bislang keine Rolle. Abdul ist erst in vier Tagen dran. Aber er sitzt still und aufmerksam im Warteraum im zweiten Stock neben Hussein. Ghayeb hat die Nacht nicht geschlafen vor Aufregung. Er weiß nicht, worauf es ankommt, niemand hat ihm erklärt, was so eine Anhörung eigentlich ist, ob dies das entscheidende Gespräch ist, ob danach entschieden wird, ob er bleiben darf oder ob er nach Bulgarien zurück muss. "Ich sage einfach die Wahrheit, ja?" – "Ja, Ghayeb."

"Ach, Sie sprechen gar nicht dieselbe Sprache?", der Beamte des Bundesamtes schaut von seinem Computer auf. Vor ihm sitzt die extra für diese Anhörung bestellte Übersetzerin, aber sie stammt aus dem Irak und spricht einen anderen kurdischen Dialekt als die Kurden in Syrien. Ghayeb schüttelt verzweifelt den Kopf. Es dauert ein bisschen, doch dann darf unser Dolmetscher, der draußen bei Hussein und Abdul wartet und der Kurmandschi spricht wie Ghayeb, kurzerhand einspringen und den Fragenkatalog übersetzen. Wären wir nicht per Zufall anwesend gewesen, wäre die Anhörung ausgefallen. "Welche Sprache sprechen Sie?", "Staatsangehörigkeit?" ... Es geht zügig voran bis zu Frage 8: "Fluchtroute". "Syrien–Türkei–Bulgarien", antwortet Ghayeb und hofft auf eine Nachfrage. Aber es kommt keine. Nicht, wie lange er dafür gebraucht hat oder wie viele Versuche. Nicht, ob ihn dabei Grenzbeamte geschlagen und bedroht haben. Nicht, ob die Küstenwache dabei zugesehen hat, wie ihr überladenes Boot im Mittelmeer havarierte. Nicht, wie viele Mitfliehende gestorben sind. "Gibt es Gründe, die dagegensprechen, dass er wieder zurückgeschickt wird?" Ghayeb schaut kurz auf, "Was dagegenspricht?" Es ist ein bisschen unklar, ob sich die Frage auf Syrien oder Bulgarien bezieht. "Ich möchte wie ein Mensch leben." – "Wie ein Mensch leben", wiederholt der Beamte beim Tippen.

Als es vorbei ist, versteht Ghayeb nicht, dass es vorbei ist. Es ist das einzige Mal, dass er etwas sagt, ohne gefragt zu sein, das einzige Mal, dass er selber eine Frage stellt, und sie bricht aus ihm hervor: "Aber warum ich geflohen bin ... Sie haben gar nicht gefragt, warum ich aus Syrien geflohen bin. Wollen Sie mich das nicht fragen?" – "Nein. Nicht bei dieser Anhörung."

Wer sind wir eigentlich? Wer wir sind, entscheidet sich auch daran, wie wir die behandeln, die uns vertrauen. Wer wir sind, entscheidet sich auch daran, ob wir das, was wir als unsere Werte behaupten, nicht nur gegen, sondern für andere verteidigen. Das europäische Asylrecht,

das wir dulden, ist es wirklich mehr als die Simulation von Asylrecht? All die präzise definierten und kodifizierten Verfahren, die wir akzeptieren, weil wir nicht hinschauen, sind sie wirklich mehr als Inszenierungen eines längst nicht mehr ernst gemeinten Versprechens auf Schutz vor politischer Verfolgung?

Eine Woche später, am 14. Januar, sitzt Ghayeb morgens um 7 Uhr in seinem aufgeräumten Zimmer. Er darf oder muss umziehen. In das nächste Heim. Nach Brandenburg an der Havel. Auf einem Zettel steht, was er vor seiner Abreise abgeben muss: 1 Kopfkissen, 1 Bezug, 1 Laken, 1 Decke, 1 Handtuch, 1 x Besteck, 1 Tasse – Ghayeb ist Analphabet, aber die Dinge, die ihm nur geliehen waren, hat er akkurat vor sich aufgereiht. Draußen vor dem Heim verabschieden sich Abdul und Hussein von ihm. Sie haben einen anderen Bescheid erhalten, einen anderen Ort, an dem ihre Hoffnungen weiterverwaltet werden: Bad Belzig. Immerhin, das ungleiche Paar darf zusammenbleiben.

Wir begleiten Ghayeb in das nächste Provisorium, zur Verlängerung der Verlängerung des Wartens. Das Zimmer 514 in Brandenburg ist ruhig und freundlich. Es gibt ein kleines Sofa und einen Tisch mit einem richtigen Tischtuch. Drei Betten stehen darin, für Ghayeb und die zwei anderen Kurden, die aus Eisenhüttenstadt hierher überwiesen wurden: Ebde Radwan und Marwan al-Khaled. Die Flüchtlinge erhalten nun 329 Euro im Monat, aber davon müssen sie sich versorgen. Es gibt eine Küche am Ende des Flurs. Zur Abwechslung hat Ghayeb mal Glück: Sein Zimmergenosse Ebde war Koch in Syrien.

Am 22. Januar sitzen Ghayeb, Marwan und Ebde in ihrem Zimmer in Brandenburg und verfolgen im Fernsehen auf Al-Dschasira die syrischen Friedensverhandlungen in Genf. Den Fernseher hat ihnen ein Kurde aus Brandenburg geschenkt. Ghayeb geht es nicht gut. Das Heim ist sauber und die Atmosphäre viel besser als in Eisenhüttenstadt. Aber noch immer hat sich nichts geändert an seinem Status. Noch immer darf er sich nicht außerhalb von Brandenburg bewegen. Noch immer darf er nicht arbeiten. Ghayeb ist krank geworden. Den Arzttermin hat er verpasst, weil kein Dolmetscher zu finden war. Den Tag über hat er vor sich hin geweint. Das erzählt er uns nicht selbst. Das erzählt Ebde.

Auf Anfrage stellt sich schließlich heraus, dass Osadebamwen Edosa bereits am 30. Oktober von Eisenhüttenstadt in die JVA Cottbus verbracht wurde. Die Pressestelle der Bundespolizeidirektion Berlin erklärt, dass ein Ersuchen aus Spanien zur Fahndung und zur Festnahme zum Zwecke der Auslieferung wegen Rauschgiftkriminalität vorliege. Ob und wann er nach Spanien abgeschoben werde, müsse die Generalstaatsanwaltschaft Brandenburg entscheiden.

Am 6. Februar schreibt Kheda aus Polen. Beslan sei an einer starken Lungenentzündung erkrankt gewesen. Eine Anhörung hätten sie bislang noch nicht gehabt. Das Schweigen der Behörden sei nervlich kaum auszuhalten. Wenn sie auch von dort abgeschoben würden, schreibt Kheda, würden sie es noch einmal woanders versuchen. "Einen anderen Ausweg gibt es nicht."

Am 7. Februar darf Ghayeb das erste Mal nach Berlin reisen. Die einfühlsame Sozialarbeiterin im Heim in Brandenburg, Celina Sieg'l, hat die Anträge bei der Ausländerbehörde gestellt. Sie bringt Ghayeb persönlich in Brandenburg zur Bahn, und damit auch nichts schiefeht, schickt sie uns eine E-Mail, in welchem Abteil er sitzt, damit wir ihn am Hauptbahnhof in Berlin abfangen können. Delchar Rammo, unser hilfsbereiter Dolmetscher, kann an diesem Tag nicht, und so spazieren wir wortkarg durch die Hauptstadt und erläutern Ghayeb das Kanzleramt, "Merkel" stammeln wir, und Ghayeb lacht darüber, dass wir so hilflos klingen wie er sonst. Wir haben zwei Stunden Zeit, dann bringen wir ihn zum "Behandlungszentrum für Folteropfer", wo er vermutlich schon vor drei Monaten einen Termin hätte haben sollen, damit ihm endlich jemand die Frage stellt, wie es ihm geht. Nicht um ihn als Flüchtling zu prüfen, sondern um ihn als Mensch anzuerkennen.

Am 10. Februar erreicht uns die Nachricht, dass Ghayeb in Brandenburg einen Suizidversuch unternommen hat. Er hat überlebt. Alles Schreiben wird umgehend sinnlos. Was Ghayeb und all die anderen brauchen, ist keine weitere Geschichte über ihre Verzweiflung wie diese, sondern ein Asylrecht, das mindestens die Möglichkeit impliziert, dass ein Flüchtling wirklich jemand sein könnte, der vor etwas geflohen ist. Was Ghayeb und all die anderen brauchen, ist eine Antwort, ob wir es ernst meinen, unser Versprechen auf Schutz vor Verfolgung, oder ob wir Mitleid nur mit den Bildern von leidenden Menschen im Krieg in der Ferne haben, aber nicht mit den realen Menschen hier in den Heimen an unserer Peripherie.

Es gibt verschiedene Arten von Unsichtbarkeit. Manche Menschen werden nicht gesehen, weil sie sich verstecken, manche werden nicht bemerkt, weil sie in Gegenden leben, die man nie besucht, an der Peripherie, und manche Menschen werden nicht gesehen, weil man wegsieht oder durch sie hindurch.

Was sichtbar wird, wenn man sich an den Rand begibt und die Umfangslineie abschreitet, sind nicht sie, sondern wir.



„Abends sind sie zu Hause, spielen mit ihren Kindern, und am nächsten Morgen töten sie Migranten“: Nathan hat blutige Erfahrungen mit spanischen Grenzern gemacht. FOTO: REGINA SCHMERNER

VON STEFAN KLEIN

Nathan wollte nach Spanien. Er wollte es unbedingt. Lange hatte er dafür gekämpft, aber als er sein Ziel endlich erreichte, da wollte er weg, so schnell wie möglich. Vermutlich war der Kampf zur Ende des Landes nach San Sebastian, und da hatte der 15-jährige Junge aus Kamerun Glück. Er traf auf einen freundlichen Menschen, der ihm eine Fahrkarte kaufte für den Bus, von dem Nathan nicht wusste, wohin er fährt, außer weg.

An der Seite des Busses stand ein von Flaggen umkränzt Wort geschrieben, Nathan weiß nicht mehr genau, was für ein Wort es war, aber er weiß noch, dass es mit „Euro“ losging und dass es irgendwie nach Ferne aussah. Das gefiel ihm. Es wurde eine lange Reise, es ging über Landesgrenzen hinweg, und Nathan wunderte sich, dass keine Kontrollen stattfanden und keiner nach Papieren fragte, die er nicht besaß. Ab und zu hielt der Bus an Tankstellen, und das war dann eine Gelegenheit zu pinkeln und Luft zu schnappen, manchmal bekam Nathan auch etwas zu trinken spendiert. Dann war wieder ein Stopp, und Nathan verpasste die Weiterfahrt.

Plötzlich saß er allein in einem Tankstellenbüro und hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Er hörte Leute um sich herum in einer Sprache sprechen, die er noch nie gehört hatte. Es war für den Jungen gewesen sein, als wäre er unter Aliens auf dem Mond gelandet.

Gelandet war er in einer Stadt im Ruhrgebiet. Jetzt, ein gutes Vierteljahr später, kommt Nathan beschwingt und anscheinend gut gelaunt durch den Hauptbahnhof dieser Stadt gelaufen. Unbeschwert sieht er aus, doch das kann eigentlich nicht sein nach allem, was er hinter sich hat. Und auch das, was er vor sich hat, ist nicht gerade wenig. In der Schule sind Tests zu schreiben, ein Theaterstück ist einzutüben, und dann noch das Basketballtraining. Nathan, inzwischen 16 Jahre alt, ist angekommen in Deutschland, auch wenn sich jetzt in diesen Februartagen natürlich sein Gedächtnis meldet und daran erinnert, was vor einem Jahr war und wie es ihm da ging.

**Er ist erst 16. Ein Jahr ist vorüber, und noch immer hat er dieses Gesicht vor Augen, den Schläger**

Ceuta und Melilla heißen diese beiden historischen Kuriositäten im Norden Afrikas. Obwohl auf marokkanischem Boden gelegen, gehören beide Orte zu Spanien; wer sie erreicht, ist in Europa, und erreichen wollen sie viele. Zur hat man den Flüchtlingen aus Afrika vor Ceuta und Melilla riesige, mit messerscharfen Klängen gespeckte Doppel- und Dreifachzäune in den Weg gestellt, trotzdem versuchen sie es immer wieder. Man muss großes Mut haben und klettern können; nach Ceuta aber gibt es auch einen Weg übers Meer, um eine Mole herum. Nathan hat beides versucht, vor einem Jahr war er dabei, als

ein paar Hundert Flüchtlinge vor Ceuta auf den Strand zustürzten. Der Versuch endete mit fünfzehn Toten. Jedenfalls ist das die Zahl, die immer genannt wird. Nathan glaubt, dass es viel mehr waren, zweimal, dreimal so viele. Er selber hat an dem Tag eine Verletzung am rechten Unterarm erlitten, er muss nur den Pflaster ein Stück zurückschieben, und es zeigt sich eine große Narbe. Nathan sieht den Polizisten der Guardia Civil noch heute vor sich, wie er auf ihn eindrischt, einen Schrank von einem Kerl, sehr kräftig, schwarze Haare, vielleicht 27, 28 Jahre alt – das Bild habe er im Kopf, sagt Nathan, er werde es nicht vergessen. Wenn man ihm Fotos vorlege, würde er den Mann identifizieren können. Möglich, dass das bald passieren wird, in einem Gericht.

Das große Unrecht, das an Europas Südgrenzen zur schrecklichen Gewohnheit geworden ist – es ist bisher nur selten von Richtern untersucht und geahndet worden. Das stille Sterben auf dem Meer, die Brutalitäten der Grenzschützer, die illegale Praxis, Migranten nach Überwindung der Grenze sofort wieder abzuschleppen, all dies weiß man aus Dokumentationen von Aktivisten, aber nicht aus Gerichtssälen. Doch es sieht so aus, als ändere sich dies gerade. Immer öfter landen Fälle vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, und gerade ist dort, unterstützt von Pro Asyl, eine neue Klage eingegangen. Es geht um die Schuld am Tod von elf Afghanen, der Beschuldigte ist Griechenland.

Auch dies ist wieder so ein Fall, bei dem nicht sein sollte, was nicht sein darf. Das Fischerboot mit 27 Flüchtlingen an Bord war auf dem Weg von der Türkei nach Griechenland, als es in schwerer See in Not geriet. Ein Schiff der griechischen Küstenwache wurde aufmerksam, doch was folgte, war nicht etwa die Rettung der Flüchtlinge. Vielmehr nahm die Küstenwache das Boot in Schlepplucht und zog es mit voller Kraft zurück in Richtung Türkei. Pushback nennt sich das, wenn Flüchtlinge dort hin zurückverfrachtet werden, wo sie herkommen. Doch das Tau war zu kurz, die See zu rau, das Tempo zu hoch, das Fischerboot saß ab, drei Frauen und acht Kinder ertranken.

Aktionen dieser Art, bei denen Menschen wie Stieckgut verschoben werden, sind gängige Praxis an Europas Außengrenzen, zu Lande, aber auch zu Wasser wie in der Ägäis. Auf Gerichtigkeit oder Entschädigung brauchen die Opfer in Griechenland nicht zu hoffen, im Fall der elf Toten hat die Militärstaatsanwaltschaft in Athen die Ermittlungen einfach eingestellt. „Unter skandalösen Umständen“, sagt Pro Asyl. Deshalb der Weg nach Straßburg zum Verfassungsgericht, denn einer der Überlebenden sagt: „Wenn wir schweigen, wird es immer so weitergehen. Wir wollen nicht, dass andere dasselbe erleiden müssen wie wir.“

In der Ruhrgebietstadt werden am Ende eines langen Gesprächs sehr ähnliche

Sätze fallen. Ein Junge aus Afrika hat sich, so wirkt es, schon eingestimmt auf seine Rolle in einem Prozess, den eine Organisation anzustrengen versucht, die sich „Europäisches Zentrum für Verfassungs- und Menschenrechte“, englisch abgekürzt ECCHR, nennt und ihren Sitz in Berlin hat. Die hat schon lange ein Auge auf die Vorgänge am Südrand der Festung Europa, und der brutale Grenzschutzereinsatz in Ceuta vor einem Jahr war dann der Anlass, aktiv zu werden und zusammen mit spanischen Anwälten einer nur sehr halbergründet ermittelnden Untersuchungsrichterin Druck zu machen.

**Natürlich wird die Mole von Ceuta bewacht. Wer, wenn nicht Nathan, weiß, was das bedeutet?**

Vor allem geht es darum, Betroffene zu finden und sie zu ermutigen, als Zeugen oder Nebenkläger zur Verfügung zu stellen. Leicht ist es nicht, schon gar nicht bei solchen Migranten, die noch in Marokko sind und den Durchbruch nach Spanien bislang nicht geschafft haben. Gegen die Guardia Civil auszusagen und dann beim nächsten Versuch an der Grenze genau dieser Guardia Civil gegenüberzustehen – für viele das ist eine beunruhigende Vorstellung, sagt Rechtsanwalt Carsten Gericke vom ECCHR. Doch dann kommt ein Anruf, und der Anrufer hat einen Tipp.

So wird der Kameruner Nathan gefunden, und der entpuppt sich bald als ein Zeuge, wie man ihn sich nur wünschen kann. Schon beim ersten Treffen mit Anwalt Gericke ist der beeindruckend von der Präzision, mit der Nathan die Ereignisse vom 6. Februar 2014 an der Mole vor Ceuta schildert. Auf dieser Mole setzt sich der doppelte Grenzzaun, der Ceuta von Marokko trennt, ein Stück weit ins Meer fort. Sehr lang ist diese Aufschüttung nicht, man kann leicht um sie herum schwimmen oder sich an ihr entlang hangeln, wenn man nicht schwimmen kann. Eigentlich kein Hindernis, doch die Mole wird bewacht von der Guardia Civil, und Nathan weiß aus Erfahrung, was das bedeutet. Obgleich einer der Jüngsten unter den Migranten, gehört er zu den Veteranen. Es ist bereits sein fünfter Versuch, über die Grenze zu kommen. Er hat alles schon am eigenen Leib gespürt: die Gummigeschosse, die Schlagstöcke, das Tränengas.

Sie sind 300, vielleicht 400 Afrikaner an diesem Morgen. Sie haben sich in Gruppen aufgeteilt, Nathan ist in der ersten. Als einer der Erfahrenen geht er voran, um den anderen Mut zu machen. Er, der Nichtschwimmer, trägt einen Gummischlauch am Körper, den er aufbläst, als sie sich dem Wasser nähern. Mit der einen Hand tastet er sich die Mole entlang, mit der anderen versucht er, paddelnd voranzukommen.

Dann fallen Schüsse. Nathan hört auch Schmerzschreie. Er sieht, wie die Grenz-

schützer zielen und schießen. Er selber wird von den Garben aus Gummikugeln diesmal nicht getroffen. Aber da ist dieser schwarzhaarige Kerl, dessen Gesicht Nathan nicht vergessen wird. Sein Schlagstock verletzt Nathan am Kopf und reißt ihm die Haut am rechten Ellenbogen auf. Die Tränengaswachen lassen ihn nach Atem ringen.

Nathan schafft es auf die spanische Seite, er ist eigentlich am Ziel, aber so wie ein paar Monate vorher, als er auch schon mal so weit gekommen war, wird er zusammen mit anderen umgehend durch eine Tür im Zaun zurückgeschoben auf die marokkanische Seite. Er hätte das Recht, um Schutz zu bitten und einen Asylantrag zu stellen. Er hätte das Recht auf einen Anwalt und einen Dolmetscher. Stattdessen: pushed back.

Nathan ist topfnass und blutet am Arm, andere haben diese kleinen, runden Wunden auf der Haut, wie sie von Gummigeschossen herrühren, die die Guardia Civil benutzt. Aber auf spanischem Boden kümmert sich keiner um die Verletzungen, das passiert erst auf der marokkanischen Seite. Nathans Platzwunde am Arm muss genäht werden.

Noch weiß er nicht, was für ein tödlicher Einsatz dies war, aber dann sieht er Leichen am Strand liegen, es sind Tote darunter, die er kennt, Kameruner wie er. Eine ordentliche Obduktion würde Fragen nach der Todesursache beantworten, aber die Marokkaner wollen es nicht so genau wissen. Es wird schnell beerdigt, und so bleibt nur die – auch von Nathan gestützte – Vermutung, dass die Brutalität zu Panik, und die Panik zum Ertrinken geführt hat.

Später wird sich die Guardia Civil mit der Behauptung verteidigen, sie hätte mit den Gummigeschossen nicht auf die Migranten gezielt, es sei ihr darum gegangen, den Grenzverlauf im Wasser zu markieren. Dazu sagt der spanische Anwalt Gonzalo Boye, der mit dem ECCHR eng zusammenarbeitet: „Die halten uns wohl für Idioten.“ Solche „Dummheiten“ würden auf die Guardia noch zurückgeschlagen, sie hätte sich darum getan, von ihrem Zeugnisverweigerungsrecht Gebrauch zu machen.

Bei Nathan, dem großen Jungen, überwiegt das schier ungläubige Staunen darüber, dass die Grenzschützer zu solchen Grausamkeiten überhaupt fähig sind. Er sagt: „Abends sind sie zu Hause, haben es gut mit ihren Familien, spielen mit ihren Kindern, und am nächsten Morgen stehen sie auf und töten Migranten aus der Grenze.“ Geradedo, als gehöre man als Afrikaner nicht zu Spezies Mensch.

Manchmal, sagt Nathan, und es ist ein entsetzlich trauriger Satz, manchmal frage er sich, ob es sich überhaupt lohne, ein Afrikaner zu sein. Aufgewachsen in einer bedröhten Familie im Westen Kameruns, erlebt als kleiner Junge mit, wie ein schlimmer Konflikt seine Eltern zu Feinden macht. Die Mutter flieht mit dem zweitjüngeren Jungen in den Norden des Landes,

dann übernimmt ihr Bruder, und gemeinsam fliehen Onkel und Nefte weiter über Nigeria, Niger, Algerien, aber an der Grenze zu Marokko werden sie verhaftet und eingesperrt.

Nathan schieben die Algerier nach Marokko ab, vom Onkel hört er nie wieder etwas. Nathan ist zu jung, um irgendeine Vorstellung zu haben, wie es weitergehen soll, er schließt sich anderen Migranten an, er hört von dem sagenhaften Kontinent Europa und versucht zwei Jahre lang, den Weg dorthin zu finden, mal über Melilla, mal über Ceuta. Schließlich findet er ihn im Spätsommer vergangenen Jahres, ein halbes Jahr nach den Schüssen an der Mole. Die Meerenge von Gibraltar mag auf der Karte aussehen wie ein winziger Spalt, aber in Wahrheit ist es ein stattliches Stück Meer. Sie sind zu elft, und sie haben nur ein kleines Schlauchboot. Sie müssen paddeln und ständig Wasser schöpfen. Drei ertrinken, dann kommt das Rote Kreuz und schafft die, die noch leben, ins spanische Tarifa.

Es kann einer daran zerbrechen, und es wird sich noch herausstellen, wie schwer das Trauma ist, das Nathan erlitten hat. Es kann einer daran aber auch wachsen, weil er sonst nicht überlebt. Manchmal, wenn Nathan lacht, sieht man noch das Kind, aber gleich darauf hört man ihn, wie er das eigentliche Problem kurz und prägnant auf den Punkt bringt. Die wahren Schuldigen in Ceuta und Melilla, sagt er, seien ja nicht die Grenzbeamten, sondern vielmehr die Länder der EU, die dieses unmenschliche Grenzregime fördern und finanzieren, um Afrikas Arme fernzuhalten.

**Wie lang ist der Arm der Guardia Civil? Der Junge hat Angst, dass er bis nach Deutschland reicht**

Der angestrebte Prozess freilich wird auf die Täter an der Grenze zielen, und Nathan ist dort flüchtig und mit welcher Grausamkeit die Grenzschützer gegen Migranten vorgehen. Gerade weil er selber großes Glück gehabt hat und durchgekomen ist, empfindet er die Taten von Ceuta und Melilla als Verpflichung, den Mund aufzumachen und zu schildern, was er gesehen und erlebt und erlitten hat.

Deshalb tritt er auch bei Veranstaltungen auf, die Europas tödliche Grenzen zum Thema haben. Beim ersten Mal, das war im Rahmen eines Filmfestivals, den Mund aufzumachen und zu schildern, was er gesehen und erlebt und erlitten hat. Das mag so sein, aber man kann natürlich auf die Idee kommen, dass das eine Organisation in noch so ehrenwerter Absicht einem Jungen nach den Jahren einer ab-

traumhaften Flucht etwas aufbürdet, das vielleicht zu schwer ist für ihn.

Zwar sagen alle, die ihn kennen, wie intelligent Nathan sei, wie gut er in den wenigen Monaten schon Deutsch gelernt habe und wie ernst er die Schule nehme. Abitur erscheint realistisch, vielleicht sogar das Studium der Informatik, von dem Nathan träumt. Aber es ist erst der Anfang, der Junge ist noch nicht auf festem Grund. Wenn er mit seiner Mutter telefoniert und fragt „Ça va?“ – wie geht’s, dann sagt sie „Ça va“ – geht schon, aber er weiß, dass es nicht stimmt und dass sie das nur sagt, um ihn nicht zu beunruhigen. Nathan ist den Tränen nahe, als er davon erzählt.

Wirkliche Integration dauert. Nathan ist kein Muslim, er ist gläubiger Katholik, aber als er einmal in einem Bahnhof auf einen Zug wartet und auf einer Bank Platz nimmt, da steht der ältere Deutsche, der da sitzt, sofort auf, demonstrativ. Nathan hat das gekränkt.

**Da ist die Frage, ob es überhaupt zu verantworten ist, dass alles an ihm hängt, dem Traumatisierten**

Es ist einiges zu verarbeiten für diesen Jungen aus Afrika. Eine zusätzliche Last ist der Prozess, der jetzt sehr wahrscheinlich geworden ist, nachdem 16 Beamte der Guardia Civil zu Beschuldigten erklärt worden sind. Aber wenn sich nicht noch weitere aussagefähige Zeugen finden, wird sich die Anklage zu einem beträchtlichen Teil auf die Aussage Nathans stützen müssen, ein traumatisierter Jugendlicher würde sich auf großer Bühne in der Hauptrolle wiederfinden. Gonzalo Boye sagt, man müsse um die Verantwortung und werde alles tun, um den Jungen maximal zu schützen. Man werde, so wie in dieser Reportage, seine tatsächliche Identität geheim halten und es Nathan ermöglichen, seine Aussage in einer Videobearbeitung zu machen, so dass er nicht persönlich erscheinen muss zum Prozess in Ceuta.

Für Nathan ist das eine gute Nachricht, denn er will ja aussagen, er will es, trotz allem, unbedingt. Er hat dasselbe Motiv wie die afghanischen Überlebenden der Schiffstragödie in der Ägäis: Er will, dass die Welt endlich erfährt, was an den Südgrenzen Europas tatsächlich passiert. Wie viel Blut dort fließt und mit welcher Grausamkeit die Grenzschützer gegen Migranten vorgehen. Gerade weil er selber großes Glück gehabt hat und durchgekomen ist, empfindet er die Taten von Ceuta und Melilla als Verpflichung, den Mund aufzumachen und zu schildern, was er gesehen und erlebt und erlitten hat.

Deshalb tritt er auch bei Veranstaltungen auf, die Europas tödliche Grenzen zum Thema haben. Beim ersten Mal, das war im Rahmen eines Filmfestivals, den Mund aufzumachen und zu schildern, was er gesehen und erlebt und erlitten hat. Das mag so sein, aber man kann natürlich auf die Idee kommen, dass das eine Organisation in noch so ehrenwerter Absicht einem Jungen nach den Jahren einer ab-

Jungle World Nr. 9, 26. Februar 2015

# Wir sind Frontex

**Die Grenzagentur Frontex ist für die Überwachung der EU-Außengrenzen zuständig. Seenotrettung gehört nur bedingt dazu.**

von Matthias Monroy

Mit ihrer Gründung vor zehn Jahren ist die »Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen«, kurz Frontex, eine der jüngeren Einrichtungen der Europäischen Union. Verglichen mit allen anderen EU-Agenturen wächst ihr Budget rasant: Innerhalb der ersten vier Jahre verdoppelten sich die Ausgaben jährlich, 2013 verfügte Frontex über 85 Millionen Euro aus dem Haushalt der EU.

Obwohl hauptsächlich Migranten ins Visier geraten, besteht die offizielle Aufgabe von Frontex im Aufspüren von sogenannten »Schleuserorganisationen«. Dass manche Menschen aus der Not von Geflüchteten Kapital schlagen, ist wahr. Andererseits gehen sie aber auch ein hohes Risiko ein, denn ihnen drohen hohe Strafen. Das Vokabular von »Schleppern« und »Schleusern« kriminalisiert auch jede Fluchhilfe aus politischen oder humanitären Gründen. So behauptet auch das Bundesinnenministerium, »Schleuserorganisationen« trieben »bedenkenlos Flüchtlinge in großer Zahl auf Boote im Mittelmeer«.

**Derart verbal aufgerüstet können weitere polizeiliche Partner eingebunden werden.** Frontex arbeitet mit der kriminalpolizeilichen Agentur Europol zusammen, für 2015 sind Operationen auch mit Interpol geplant. In einem »Flight Tracking Project« werden Frühwarnsysteme für Flughäfen entwickelt, um unerwünschte Migranten schon vor der Landung zu erkennen. Die Arbeit der Agentur verlagert sich durch solche Maßnahmen immer mehr ins sogenannte Vorfeld: Frontex produziert vierteljährliche Risikoanalysen, in denen zukünftiger »Migrationsdruck« prognostiziert wird. Hierfür verarbeitet die Agentur Statistiken von EU-weiten Polizeioperationen, in denen über einen Zeitraum von zwei Wochen an Bahnhöfen und Flughäfen Migranten kontrolliert werden. Zuletzt hatten die Polizeien der EU-Mitgliedstaaten im Oktober die Operation »Mos Maiorum« durchgeführt, Anfang April folgt eine ähnliche Aktion unter dem Namen »Amberlight 2014«. Auch die Bundespolizei wird sich wieder beteiligen.

Frontex soll einen Ausgleich schaffen für den Wegfall der Kontrollen an den Binnengrenzen zwischen den Mitgliedstaaten. Die EU ist von rund 12 000 Kilometern Landgrenze und 45 000 Kilometern Seegrenze umgeben. Faktisch ist Frontex aber vor allem an der östlichen Landgrenze und im Mittelmeer aktiv. Mittlerweile verfügt Frontex über Daten aus der Satellitenaufklärung und einem elektronischen Überwachungsnetzwerk, an das alle Mitgliedstaaten angeschlossen sind. Wie alle anderen EU-Agenturen hat Frontex lediglich eine unterstützende Funktion und wird nur auf Ersuchen der Mitgliedstaaten tätig. Dann wird im Hauptquartier in Warschau eine Mission zusammengestellt, einzelne Regierungen stellen Ausrüstung und Personal zur Verfügung. Frontex führt auch Sammelabschiebungen durch, allein für 2015 sind bis zu 40 solcher »Rückführungseinsätze« geplant. Hierfür will Frontex eigene Verbindungsbeamte in der Türkei und in Libyen stationieren. Mit Weißrussland verhandelt Frontex über eine Abschiebeabkommen, ähnliche Verträge sind mit Ägypten und Libyen geplant.

**Immer wieder kommt es im Rahmen von Frontex-Missionen im Mittelmeer zu illegalen »Push-back-Operationen«**, also der Zurückschiebung in jene Länder, von deren Küsten die Geflüchteten in See gestochen waren. Griechenland zwang Bootsinsassen bereits in türkische Gewässer zurück, in einem Fall ertrank dabei fast die Hälfte der Passagiere. Die italienische Küstenwache fährt gemeinsame Patrouillen mit libyschen Soldaten, mehrmals wurde von rechtswidrigen Zurückweisungen an libysche Behörden berichtet. Die Betroffenen werden auf diese Weise daran gehindert, in der EU Asylanträge zu stellen. Weder die Türkei noch Ägypten oder Libyen verfügen über funktionierende Asylsysteme.

Vergangenen Monat wurde mit Fabrice Leggeri ein neuer Frontex-Direktor benannt. Er gilt im Gegensatz zu seinem Vorgänger, einem finnischen Brigadegeneral, als Bürokrat. Angeblich erfand er den Namen »Frontex« (als Abkürzung

für »frontières extérieures« – Außengrenzen). Gegenüber der Wochenzeitung Die Zeit beteuerte Leggeri, »Push-back-Operationen« verstießen »gegen EU-Recht, gegen internationales Recht und gegen die Menschenrechte«. Verantwortung für die EU-Migrationsabwehr mag er aber nicht übernehmen: »Ich als Frontex-Direktor habe keine politische Aufgabe in dieser Frage. Ich setze nur die politischen Entscheidungen um.«

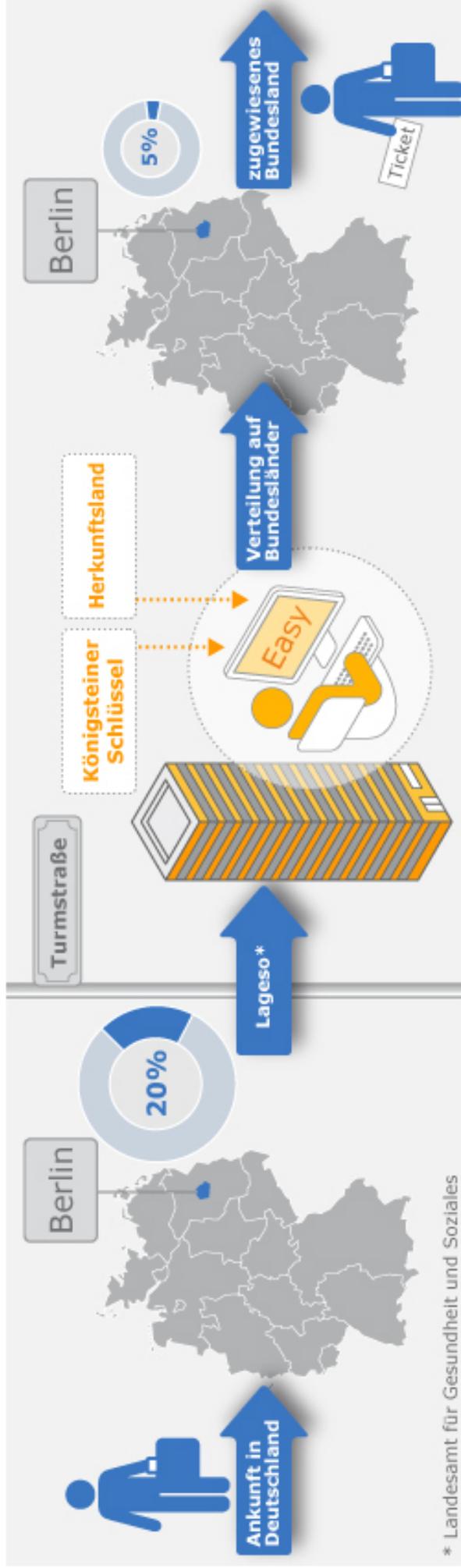
**Wichtige Entscheidungen für die Arbeit von Frontex** werden aber nicht nur in Brüssel getroffen, sondern auch im Verwaltungsrat der Agentur, in dem sich alle beteiligten Mitgliedstaaten (auch Norwegen, Island und die Schweiz) organisieren. Der Frontex-Verwaltungsrat beschließt das jährliche Arbeitsprogramm und den Haushalt. Er wird von Ralf Göbel geleitet, einem früheren Vizepräsidenten des Bundespolizeipräsidiums und mittlerweile hohen Beamten im Bundesinnenministerium. Mit den Zehntausenden Toten im Mittelmeer will aber auch Göbel nichts zu tun haben. Frontex mache keine Politik, sondern führe nur aus.

Frontex verfügt über einen eigenen Direktor für die operativen Missionen. Auch dieser Posten ist durch Klaus Rösler mit einem Deutschen besetzt. Rösler ist unter anderem mit der Leitung von »Triton« beauftragt, der wohl bekanntesten Frontex-Operation vor der italienischen Küste. »Triton« gilt als Nachfolgerin der italienischen Operation »Mare Nostrum«, innerhalb derer in kurzer Zeit über 140 000 Geflüchtete auf See aufgegriffen worden waren. Schnell stellte sich »Triton« allerdings als Etikettenschwindel heraus: Während Italien für »Mare Nostrum« monatlich rund neun Millionen Euro ausgab, verfügt »Triton« lediglich über maximal 2,8 Millionen Euro. Auch das Einsatzgebiet wurde auf italienische Hoheitsgewässer verkleinert.

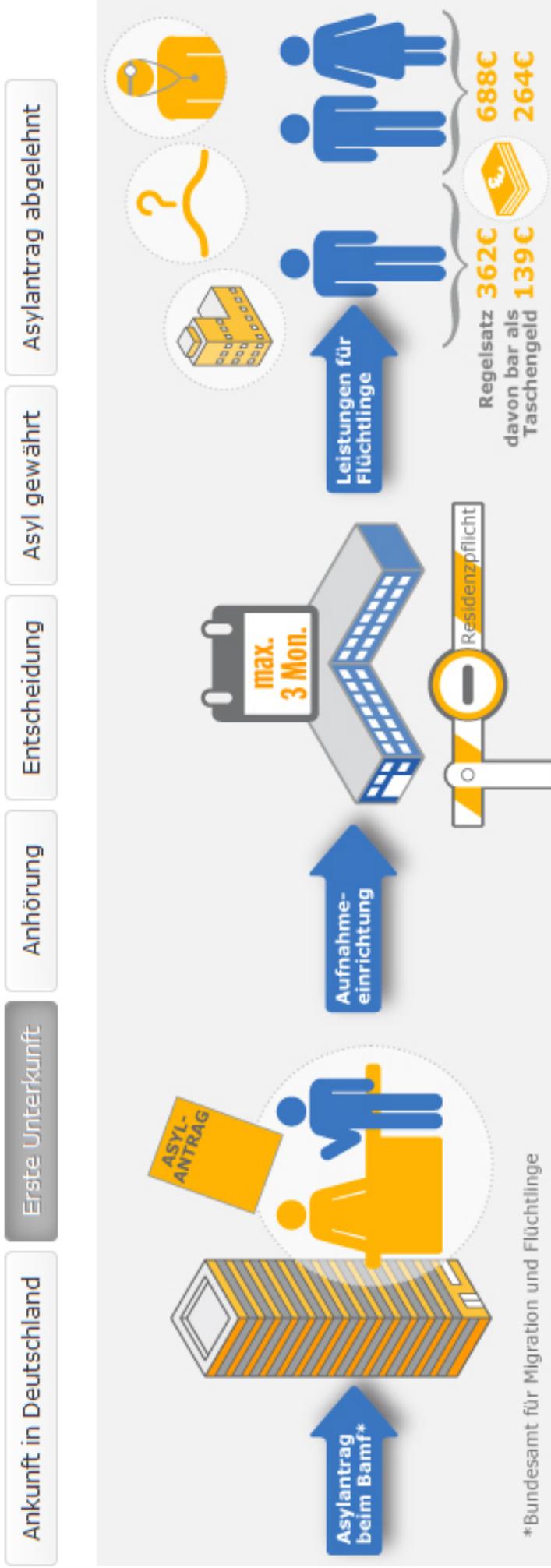
Dass in »Triton« eingesetzte Schiffe der isländischen oder portugiesischen Küstenwache dennoch zu Rettungseinsätzen auf hoher See aufbrechen, erzürnt den für die Operation zuständigen Frontex-Direktor. Laut italienischen Nachrichtenagenturen hatte Rösler ein Schreiben an die für Migration zuständigen Abteilungen des italienischen Innenministeriums gerichtet und gefordert, Notrufe zu ignorieren. Der frühere Bundesgrenzschützer habe demnach mitgeteilt, »dass nicht jeder Anruf von einem Satellitentelefon, getätigt von Bord eines Flüchtlingsbootes, auch ein Hilferuf sei«. Offenbar wird diese Haltung nicht von allen Mitgliedstaaten geteilt. Nachdem vergangene Woche wieder 14 Schiffe vor Lampedusa in Seenot gerieten, brachen auch Schiffe der »Triton«-Mission zur Rettung auf. Dem neuen Frontex-Leiter Leggeri war es wichtig zu versichern, dass dies im Notfall auch zukünftig so gehandhabt werden solle.

**Angesichts der staatlichen Ignoranz** haben sich mittlerweile private Initiativen zur Seenotrettung etabliert. Ein Millionärsehepaar aus Malta war hierfür voriges Jahr mit einem Schiff und einer Drohne auf dem Mittelmeer unterwegs, nun werden Spenden für eine weitere Saison gesammelt. Aktivisten aus Europa und Nordafrika haben sich in der Initiative »Watch the Med!« zusammengeschlossen und verteilen in Tunesien und Marokko Flugblätter, um die gefährlichen Überfahrten wenigstens etwas sicherer zu gestalten. Seit vier Monaten hat »Watch the Med!« ein eigenes Notruftelefon geschaltet. Bald werden weitere Aktivisten auf dem Mittelmeer kreuzen: Mehrere Familien aus Brandenburg finanzieren den Kauf, Umbau und Betrieb eines »Sea Watch« getauften Schiffes. 1 000 Rettungswesten wurden bereits aus China importiert, im Mai soll es mit der »zivilen Seenotrettung« losgehen. »Die EU ist nicht willens dazu«, heißt es in dem Aufruf der Gruppe. »Deshalb ergreifen wir die Initiative.«

- Ankunft in Deutschland
- Erste Unterkunft
- Anhörung
- Entscheidung
- Asyl gewährt
- Asylantrag abgelehnt



\* Landesamt für Gesundheit und Soziales



\*Bundesamt für Migration und Flüchtlinge

Anhörung

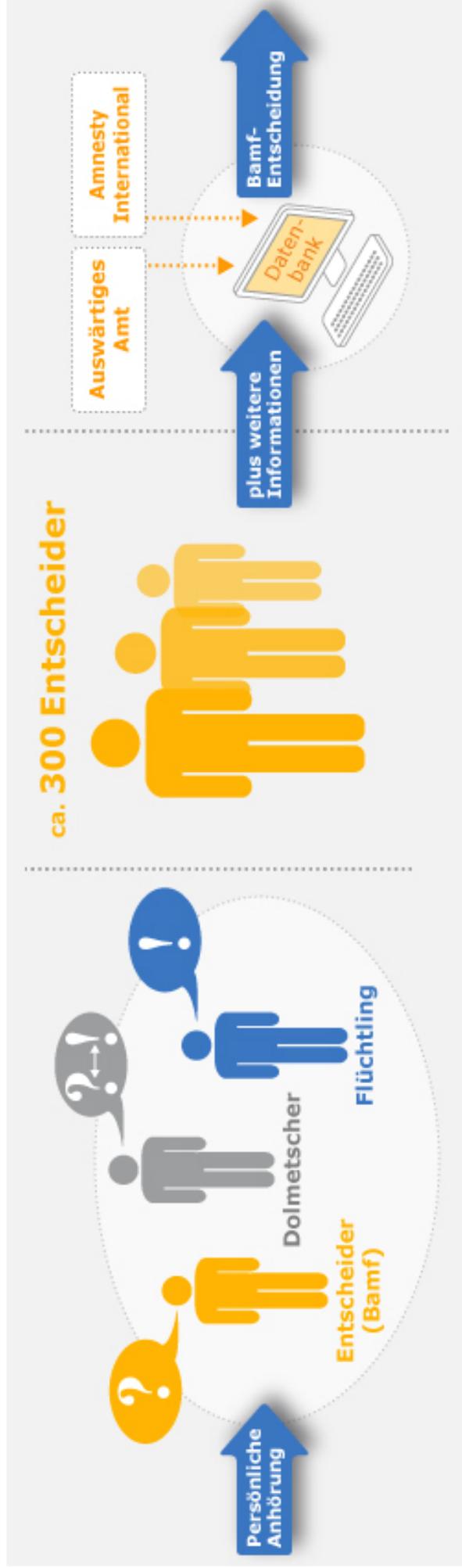
Ankunft in Deutschland

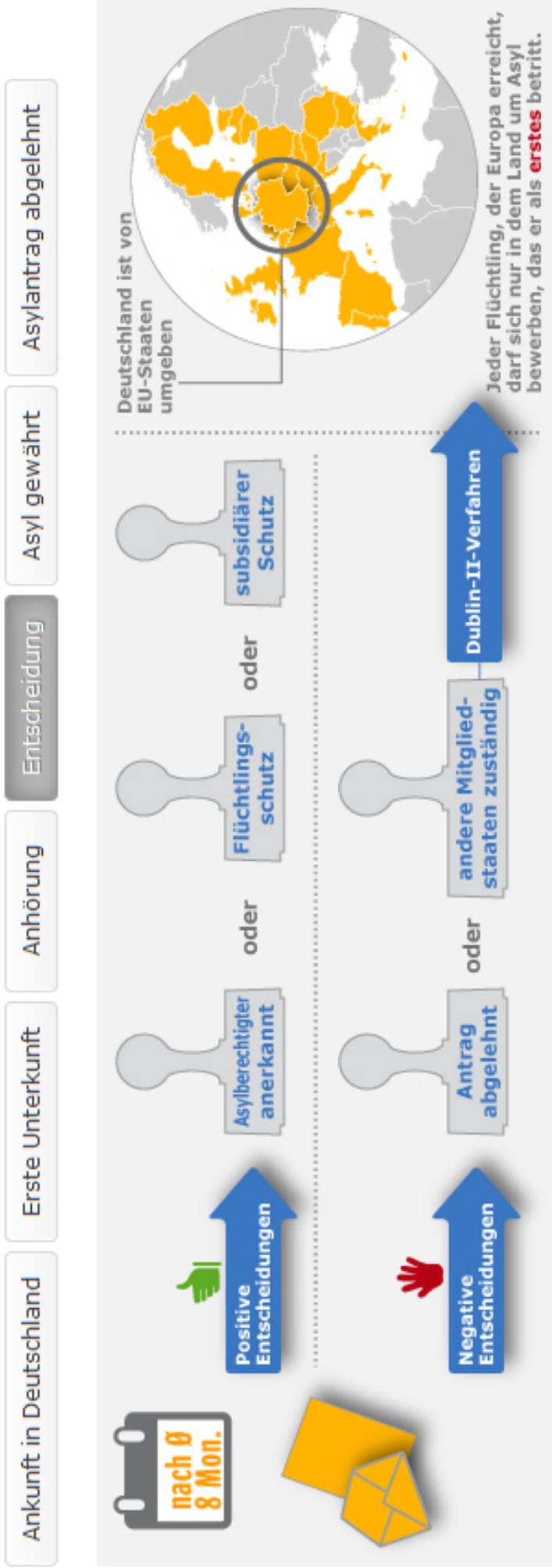
Erste Unterkunft

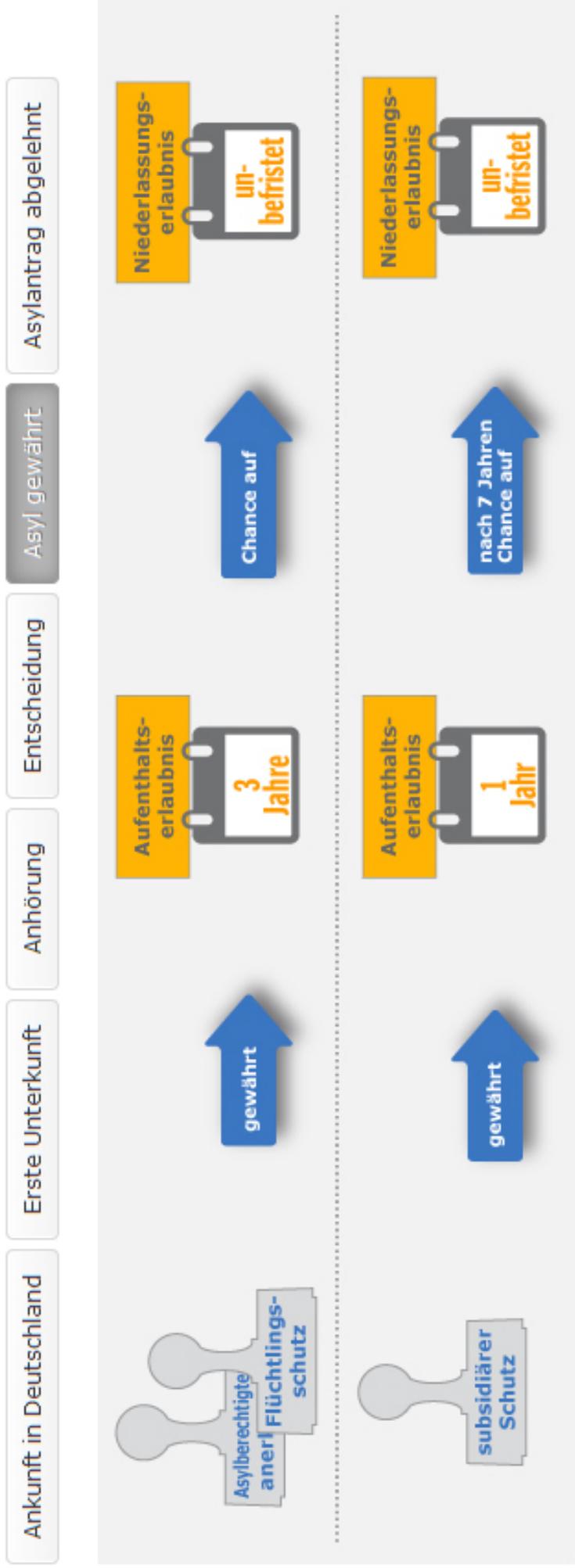
Entscheidung

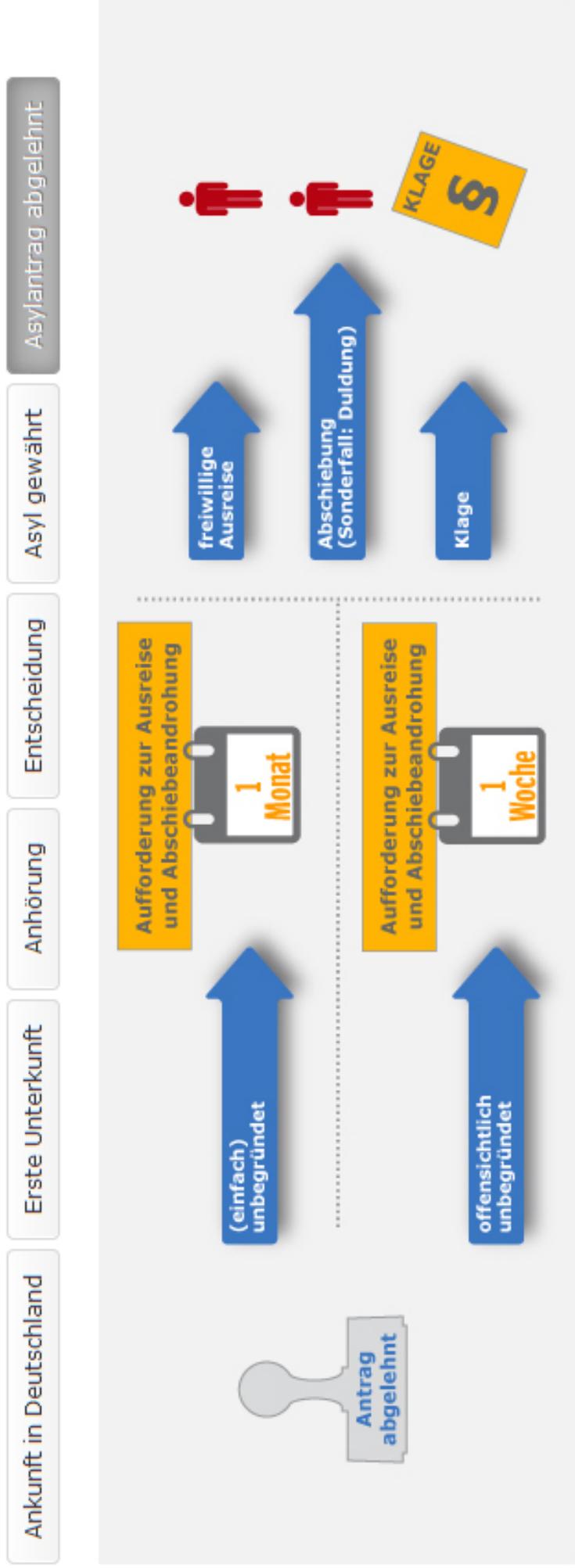
Asyl gewährt

Asylantrag abgelehnt









# Asyl-Antrag

## Antrag formal zulässig?

Der Antrag wird in dem EU-Land bearbeitet, das der Asylbewerber zuerst betreten hat (Dublin-Verfahren).

ja

nein

## Abweisung

Asylbewerber wird zurückgeschickt in das EU-Land, das er zuerst betreten hat. Dort wird der Antrag erneut geprüft.

Ausnahme: Asylbewerber werden nicht in Länder wie Griechenland oder Ungarn zurückgeschickt, weil dort Asylstandards mangelhaft sind.

ja

## Abschiebung

Asylbewerber wird direkt abgeschoben.

nein

## asylberechtigt?

in der Regel nur politisch Verfolgte, die per Flugzeug eingereist sind

ja

## Flüchtlingsschutz?

Flüchtlinge, die z.B. wegen ihrer Rasse, Religion, Geschlecht verfolgt werden

ja

nein

## Hindernis der Abschiebung?

wenn zurzeit im Heimatland direkte Gefahren wie Folter oder Todesstrafe drohen

ja

nein

## verzögerte Abschiebung?

wenn z.B. ein Flüchtling medizinische Behandlung in Deutschland braucht

ja

## Anerkennung

Der Asylbewerber erhält ein Aufenthaltsrecht für mindestens drei Jahre. Danach wird geprüft, ob er unbefristet bleiben darf. Er erhält die gleichen sozialen Rechte wie ein deutscher Bürger.

## befristete Erlaubnis

Asylbewerber erhält nur die Erlaubnis, für ein Jahr in Deutschland zu bleiben. Er hat kaum soziale Rechte.

## Duldung

Asylbewerber muss nicht direkt ausreisen, aber kann jederzeit abgeschoben werden.